

Sabine Hering

Über die Regeln professionellen Handelns

Lieber Wolfgang – ich finde, dass Du es mir besonders schwer gemacht hast, weil in der zweiten These ein ganzes Bündel von Fragestellungen, Erkenntnissen, Forderungen und Klagen enthalten ist, das Du in der harmlos klingende „Richtschnur“ „Studieren heißt professionell Handeln“ versteckt hast.

Ich erlaube mir deshalb, die drei Hauptteile Deiner These zunächst getrennt anzugehen: Du beginnst mit der Begründung der Integration von Theorie und Praxis und der nicht ohne Stolz vorgetragenen Reminiszenz an über 200 Theorie-Praxis-Seminare (TPS). Du weißt, dass Du damit mein Herz berührt hast, denn mein eigener Weg, der mich u.a. heute hierher geführt hat, begann in einem solchen TPS im Hamburger Stadtteil Osdorfer Born vor – 35 Jahren.

Ich habe diese Art des Studiums damals für das non-plus-ultra gehalten und als festen Bestandteil meiner Lehre mit nach Tübingen, Kassel und Siegen genommen – obwohl ich inzwischen (wie ich meine) notwendige Veränderungen vorgenommen habe. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Studierenden, so sie sich bereits zu Beginn ihres Studiums in der Praxis tummeln, ganz schnell die Praktikerperspektive internalisieren und sich den theoretischen Lockungen des weiteren Studiums vorschnell borniert verschließen. Dem vorzubauen, bedeutet keine Abkehr vom TPS-Prinzip, es heißt nur: das „T“ wirklich ernst zu nehmen und die Studierenden zunächst als methodisch fundiert Erkundende ins Praxisfeld zu schicken, bevor sie dann im zweiten Schritt zu Handelnden werden.

Der zweite Teil Deiner These hat die historischen Wurzeln des „handwerklichen Kerns“ der Profession zum Thema. Hierzu fällt mir nun beim besten Willen kein Wenn und Aber ein. Der Rückbezug auf die Geschichte ist auch aus meiner Sicht ein unerlässlicher Zugang zur eigenen Identität, sondern auch der einzige Weg dazu, Strukturen historisch abzuleiten, die systematisch theoretisch nicht zu begründen sind. Ich kann meine Zustimmung dazu also gleich mit Deiner Klage verknüpfen, dass die Nachgeborenen nicht nur die Methodentrias der Sozialen Arbeit für museumsreif halten, sondern auch verkennen, dass die klassischen Formen sozialen Handelns im Grunde Lehr-Lern-Prozesse, ja Bildungsprozesse sind.

Ich habe diese Grundannahme von Dir lange Zeit mit leidenschaftslosem Nicken quittiert, aber nicht verstanden, warum sie Dir so wichtig ist. Man muss, glaube ich, erst die Erfahrung gemacht haben, was es bedeutet, wenn die Lernprozesse von Menschen im Namen der allgemeinen Wohlfahrt beschnitten oder blockiert werden bzw. wenn ihnen die Lernfähigkeit abgesprochen wird, um die Bedeutung und Reichweite dieser Überlegung zu erfassen. Ich habe kürzlich zum ersten Mal in meinem Leben vollständige Fürsorgeakten aus den 1950er Jahren in den Händen gehalten, deren verheerende Bewertung bzw. Abwertung menschlicher Lern- und Entwicklungsprozesse mich wie ein Schlag getroffen hat. Seither verstehe ich Dich und kann auch nachvollziehen, dass Dich diesbezügliche Ignoranz oder Indifferenz ärgert und sogar kränkt.

Lass mich aber zum Thema „professionelles Handeln in der Hochschule und der Praxis“ noch ein paar weitergehende Bemerkungen machen, die nur mittelbar an Deine Überlegungen anknüpfen, aber unmittelbar zu Dir zurückführen:

Wir alle, oder vermutlich fast alle, die wir uns hier im Raum befinden, sind seit Jahren damit beschäftigt, die Wissenschaft und die Praxis der sozialen Arbeit zu verbessern. Wir diskutieren Theorien, entwickeln Konzepte, erproben Methoden, wir qualifizieren die Lehre und evaluieren den Erfolg dessen. Wir betreiben Fortbildung, beraten, supervidieren, coachen. Wir dokumentieren und archivieren, wir bilanzieren und revidieren - wir mühen uns von früh bis spät, um letzten Endes ein bestimmtes Produkt zu

erzeugen: nämlich gute und sinnvolle Konzepte Sozialer Arbeit bzw. deren wirksame Ausübung.

Das wäre alles in Ordnung, wenn da nicht ein kleiner Vorbehalt wäre. Ein Einspruch, der ggf. geeignet ist, allen unseren Bemühungen – wenn auch nicht gänzlich den Boden zu entziehen – so doch die Erfolgchancen dessen erheblich einzuschränken. Der Einspruch stammt von niemand anderem als von Alice Salomon – von einer Frau also, die wir verehren und deren Wort wir achten - und er lautet schlicht und einfach: Sozialarbeit ist ein Eignungsberuf. Ein Eignungsberuf.

Was nun? Wenn wir dem Salomonischen Urteil Glauben schenken – und ich persönlich halte ihre Einschätzung für vollkommend zutreffend – stellt sich die Frage, ob das alles wirklich Sinn hat, was wir da tun. Wenn wir uns ins Gedächtnis rufen, wie viele Studierende wir ausgebildet haben und wie viele Kolleginnen und Kollegen wir fortgebildet haben, denen wir nicht, ganz bestimmt nicht gegenüber stehen möchten, wenn es uns einmal ernsthaft schlecht geht und wenn wir dringlich Hilfe brauchen. Wenn wir uns ferner ins Gedächtnis rufen, wie gut manche Menschen, die niemals einen Hörsaal betreten haben, geduldig zuhören, einfühlsam nachfragen, angemessene Unterstützung anbieten und wirksamen Trost spenden können, ohne dies jemals gelernt zu haben, stellt sich in der Tat die Frage, ob das Lösungswort für eine gute und sinnvolle soziale Arbeit wirklich „Qualifizierung“ heißt.

Ich stünde nicht hier und würde anlässlich dieses Jubiläums von C Wolfgang Müller zu Ihnen über dieses Thema sprechen, wenn das Lösungswort nicht – wie so vieles andere - bei Müller zu finden wäre. Das gesuchte Lösungswort heißt „Kunstfertigkeit“. In dem Begriff der Kunstfertigkeit finden wir die Voraussetzungen, welche die vermeintlichen Widersprüche zwischen der Eignung und der Qualifizierung aufzuheben vermögen. Denn obwohl es sonnenklar ist, dass es keinen Sinn hat, eine ungeeignete Person qualifizieren zu wollen – und eine besonders geeignete Person aufgrund ihrer Kompetenzen schon viel von dem beherrscht, was die Qualifizierung ihr bringen könnte – geht das eine nicht ohne das andere. Es ist eben wie in der Kunst: ohne Begabung nützt das beste Studium und der genialste Lehrmeister nicht – aber nur mit Genie und ganz ohne Technik wird es auch nicht gehen.

Das Wort „Kunstfertigkeit“ verweist uns also darauf, wie wichtig die eigene Begabung – oder um mit Salomon zu sprechen: die Eignung ist. Es erinnert uns aber auf der anderen Seite an den alten Spruch: Kunst ist 1 % Genie und 99 % Fleiß. Mir fällt in diesem Zusammenhang aber auch immer der Witz von dem New York Besucher ein, der einen Passanten fragt: „Wie komme ich in die Carnegie-Hall?“ Und darauf die Antwort erhält: „Üben!“

Der Vergleich mit der Kunst hilft uns aber auch bei der Frage nach dem Wie der Ausübung der professionellen Tätigkeiten weiter. In der Kunst gibt es viele Stilrichtungen, viele Techniken – und: das Dogma der Unverwechselbarkeit, der persönlichen Note, die allesamt ganz eng mit den individuellen Eigenschaften und Ausprägungen der ausübenden Person zusammen hängen.

Auch wenn wir die großen Meisterinnen und Meister verehren, wenn wir Antonowski, Rogers, Kamphuis, Konopka - und wie sie alle heißen - bewundern und gerne auch das können würden, was sie können, bringt es nichts, deren Stil abzukupfern. Auch wenn der Meister in Öl malt und in Marmor meißelt, liegt seinem Schüler vielleicht eher die Tempera und die Arbeit mit Bronze. Und deshalb gilt entsprechend für die Soziale Arbeit: Auch wenn unsere Ausbilderinnen, Supervisorinnen, Lehrtherapeutinnen - oder wer auch immer - bestimmte Regeln befolgen und propagieren, muss die Umsetzung dieser Regeln in unserer eigenen Praxis unseren individuellen Fähigkeiten und Eigenschaften entsprechend modifiziert werden, sie müssen nicht übernommen, sondern angeeignet werden.

Das heißt: die „Kunst“ besteht darin, aus dem, was mir liegt und was ich kann, mit dem, was ich erlerne, eine Synthese zu erschaffen, die mir entspricht - und aufgrund der Einheit von Eignung und Qualifizierung nicht nur meine persönliche Note pro-

fessionellen Handelns darstellt, sondern auch – so meine These – durch die Authentizität, die dadurch hergestellt wird, optimale Wirksamkeit hat.

Unsere Weisheit als Lehrende, Beratende und Qualifizierende besteht deshalb darin, dies zu erkennen und die Menschen, die bei uns Wissen und Rat suchen, nicht prägen zu wollen, sondern dazu anzuregen, ihren persönlichen Stil zu finden und ihren Weg zu gehen.

Wenn irgendetwas C Wolfgang Müller in besonderer Weise auszeichnet und ihn zu einem Lehrer der Sonderklasse macht, dann ist es diese Weisheit, die darin bestanden hat und heute noch besteht, die vielen Lernenden, die sich ihm anvertraut haben, nicht zu „kleinen Müllers“ zu machen, sondern ihnen – eigentlich von Anfang an – das Gefühl zu geben, etwas Besonderes zu sein - und dadurch jedem einzelnen die Möglichkeit zu eröffnen, auch etwas Besonderes zu werden.